Ein Roman

Neue Menschen

Von A. Flachs

(10. Fortsetzung.)

„Menschlich, allzu menschlich!" dachte sie, und schon wollte wieder warmes Empfinden für ihren im Grunde genommenen bedauernswerthen Herzens-Freund erwachen, als sie sich erinnerte, wie sie seine Augen leuchten sah, wenn er oder ein Anderer von einer runden Million Mark, von herrlichen Villen, vom Reichthum überhaupt sprach — das war das Leuchten der Augen eines in der Wüste Verdurstenden, dem die „Fata morgana" einen krystallklaren blinkenden See vortäuscht. Mathilde wußte nun auch schon, welch unsagbarer Schmerz für Leib und Seele das Halbverhungern ist und wußte, daß Hoffnungslosigkeit und Drangsal das Herz auch des vornehmsten Menschen zu vergiften vermag. Martin Freyung darf also, ja er muß nach Gold sich sehnen mit aller Kraft, aber mit der Kraft des Verstandes blos. Ein Mensch mit einer Künstlerseele darf solch glühenden Blick nur für seine oberste Gottheit, die Kunst haben, das Sehnen und Dürsten darf nur herrlichen Zielen, hohen Gedanken und edlen Gefühlen gelten. Und da erschien er ihr klein, zwerghaft klein, und sie gedachte der Aeußerung jener einfältigen Zimmervermietherin „er ist geizig;" und ihr fielen auch wieder die warnenden Worte der Mutter ein: Freyung ist ein Spekulant auf deine Mitgift. Doch nein, tausend Mal nein — das ist er nicht, denn er hat sie ja geliebt, aufrichtig geliebt. Mathilde war selbst dann kälter zu ihm, wenn er manchmal aufthaute und sie umschmeichelte; seine Küsse nahm sie gleichgiltig hin, ohne Erwiderung, und manchmal neigte sie sogar den Kopf zurück. Da wurde er zornig und sah sie stundenlang nicht an. Und in der kleinen Hofwohnung in Brooklyn ward es immer düsterer und immer stiller. Sonst hatte Freyung am Abend doch manchmal zur Geige gegriffen und durch sein seelenvolles Spiel sich selbst und ihr das Herz erleichtert. Nun aber blieb der Geigenkasten geschlossen, die Herzen der beiden Menschen waren des Kummers voll, keiner öffnete den Mund, als nur um etwas leise zu sagen, was unbedingt gesagt werden mußte.

Eines Tages versöhnten sich Mathilde und Freyung wieder einmal, und er suchte nun mit Vorsicht ihr, ohne daß sie es bemerken sollte, eine Anregung zu geben.

„Weißt Du, mein Herz, wie schwer es mir fällt, mit Dir von Geldangelegenheiten zu sprechen ? Du hast keine Ahnung davon! Aber bedenke, ich kann doch die Sorge nicht immer mit mir herumtragen, ich ersticke ja förmlich. Und wenn ich nicht zu meiner süßen Frau mich aussprechen soll — zu wem denn?"

„Mein armer Boy", sagte sie weich. „sprich nur, schütte Dein Herz aus."

„Siehst Du, unsere Lage ist furchtbar. Ich weiß nicht, ob wir noch eine Woche lang aushalten können, was dann? In New York, wo wir keine Seele kennen, werden wir ganz einfach jämmerlich verhungern. Ich war gestern bei Mr. Grolman und bat ihn um einen Vorschuß. Er lachte mich aus. Was thue ich, wenn Sie inzwischen sterben? fragte er. Als ich ihm erwiderte, daß dies möglich, aber nicht wahrscheinlich sei, entgegnete er, ein tüchtiger Kaufmann müsse auch an das Unwahrscheinlichste denken; im Uebrigen genüge es, wenn ich mir einen meiner zehn Finger leicht verletze, um das Geld, das er mir geben soll zu gefährden. Ich erzähle Dir gar nicht, wie viele Versuche ich bereits gemacht habe, einen ganz bescheidenen Verdienst zu finden, ich habe mich sogar als Notenschreiber angeboten. Aber es nützt ja Alles nichts; wenn Einen das Pech verfolgt, ist es überflüssig sich dagegen zu wehren, man muß sich resignirt ergeben und warten, wenn man zum Warten Zeit und Kraft besitzt, bis das Pech müde wird; Du siehst ja, auch dem Office ist es nicht gelungen, für Dich mehr als eine Schülerin ausfindig zu machen ... mein Mißgeschick verschont auch Dich nicht, weil Du an meiner Seite bist. Ich fragte mich nun verzweifelt: Was soll aus Dir werden, Du armes, armes Kind? Um mich thäte es mir selbst nicht leid, wahrhaftig nicht .... man wird des Kämpfens um das schnöde Geld endlich müde. Welche Seelenpein hatte ich nur von meiner Jünglingszeit bis heute zu erdulden! Von physischen Entbehrungen gar nicht zu reden; aber wie oft wollte ich Concerte besuchen und konnte nicht, weil es mir an der lumpigen Mark für das Entree fehlte. Ich martere noch jetzt meine feine musikalische Seele, indem ich auf meiner schlechten Geige spiele. Ich strebte manchmal jahrelang nach einem Buche und konnte mir das Geld, das es kostete, doch nicht absparen. Ach, das sind furchtbare Leiden, man wird dadurch verbittert und bekommt einen Durst nach dem Gold, das man verachtet. Und allmählich ermattet die Kraft ... man verliert die Hoffnung, daß es je besser werden könnte, läßt die Arme sinken und sagt sich apathisch: Komme, was da wolle. Und dann, wenn man um sich blickt und sieht, daß ein Dutzend Menschen im Reichthum schwelgen, während hier eine Künstlerseele von der gemeinen Noth zerfleischt wird, dann erwacht mit einem Male die Kraft wild und stürmisch, die Kraft, diesem elenden Leben ein Ende zu bereiten." Er hielt inne und wühlte sich verzweifelt im buschigen schwarzen Haar. Mathilde standen die Thränen in den Augen.

„In solcher Stimmung befand ich mich, als ich Dich zum ersten Male sah, und da lebte die Hoffnung plötzlich in mir auf. Dein Bild begleitete mich überall hin ... wie die Sonne herrlich strahlend und das arme, in der Drangsal erkaltete Herz wärmend. Ich rechnete bestimmt darauf, daß ich hier leichtes Spiel haben werde, denn ich weiß, ich kann etwas, ich kann viel. Aber, wie Du siehst, es geht nicht — vielleicht weil wir gerade zu ungünstiger Zeit eingetroffen sind. Oder weil der Zufall, dieser launenhafte despotische Herrscher über der Menschen Geschicke, mir feindlich gesinnt ist. Kurzum, wir gehen der Gefahr des Verhungerns entgegen, und grausame Ironie, wenige Wochen später, nach dem Concerte, wird Geld genug vorhanden sein. Was liegt am Ende daran, wenn ich zu Grunde gehe — ich kann ja doch nie im Leben einholen, was ich in meinen besten Jahren deshalb versäumt habe, weil mein Vater nicht reich war .... aber Du, Du armes goldenes Mädchen! Was soll aus Dir werden? Ich würde mich gern an Jemanden in Europa wenden, daß er mir Geld borge, aber der einzige, den ich wüßte, ist eben mein Freund, dessen Ersparnisse uns die Flucht ermöglicht haben .... Er hat nun selbst nichts mehr."

Mathilde rang stumm die Hände; sie wußte keinen Rath.

Freyung fuhr nach einer kleinen Pause fort:

„Man sagt gewöhnlich: Arbeit schändet nicht und wer Arbeit sucht, findet sie. Gewiß, Arbeit schändet nicht, aber sollte ich zum Beispiel schwere physische Arbeit verrichten? Meine Hand würde schwer werden, meine Finger würden ihre Beweglichkeit verlieren und die Gefahr, daß ich mir die Hand beschädige! Wegen der elenden Summe von 100 oder 200 Dollars, die ich nach kurzer Frist besitzen werde, soll ich meine Kunst aufs Spiel setzen? Und wenn ich es wollte — wer weiß, ob ich überhaupt Beschäftigung finde? Daß Jeder, der arbeiten will, auch Gelegenheit dazu findet, ist ein Märchen. Es gehen alljährlich viele arbeitswillige Menschen zu Grunde. Ich habe es besonders schwer, weil ich noch nicht englisch sprechen kann. Ist es nicht furchtbar, daß zwei Menschen schwere Noth bedroht, blos weil im Augenblick eine kleine Summe fehlt, damit sie sich eine Weile bescheiden durchfristen können?"

Schwer erhob sich Mathilde vom Tische und setzte den Hut auf, um den weiten, in der Sommergluth doppelt weit erscheinenden Weg nach der Fifth Avenue zurückzulegen.

Martin begleitete sie bis dahin. Er wagte es nicht, sie allein gehen zu lassen; sie war gar zu schwach. Vor dem Eingangsthor kam ihm plötzlich ein Gedanke:

„Mathilde — verlange doch von der Dame einen Vorschuß!" sagte er, über den Einfall erfreut.

„Das bringe ich nicht zu Wege — ich würde mich zu Tode schämen, wenn sie mir das abschlägt."

Mit galligem Tone erwiderte er:

„Es ist wahrhaftig hoch an der Zeit, daß Du Dir die dummen Ueberfeinheiten abgewöhnst. Ueberlege doch, Du verlangst ja im Grunde keine Gefälligkeit — Du hast ihr sechsmal Unterricht ertheilt, Dir gebühren also jedenfalls bis heute 12 Dollars."

„Es ist gebräuchlich, daß man erst nach vollendeten Monat honorirt wird. Vorher verlangen wäre unschön."

„Unschön oder schön ... Du sinkst vor Schwäche förmlich zusammen."

Mathilde seufzte.

„Gut denn .... wenn Sie aber jetzt nicht zahlen will, Martin?"

„Dann besteht Du darauf ..... energisch. Lasse es im schlimmsten Falle auf einen Streit ankommen. Bedente doch, es handelt sich um zwei Menschen, die Hunger haben."

Ja, auch Mathilde hatte Hunger, daß ihr der Magen schmerzte.

„Gut", sagte sie traurig.

Freyung ging die Stunde lang vor dem Hause hin und her. Mathilde erschien kreidebleich im Gesicht, die Wangen geröthet, mit zusammengekniffenen Lippen.

Ohne ein Wort zu reden übergab sie Martin 12 Dollars.

„Nun?" fragte er.

„Sie will keinen Unterricht mehr nehmen."

„Einige Tage wären ja nun gesichert", sagte er. „Aber was fangen wir dann an? Wer hilft uns über die zwei Wochen bis zum Concert hinweg? Ja, wenn Du nicht gar so zimperlich wärst!"

Sie warf ihm einen bösen Blick zu.

„Nun, wenn ich nicht so zimperlich wäre?"

„Dann würdest Du an Deine Eltern telegraphiren, sie sollen Dir etwas Geld anweisen ..."

Sie blieb stehen und sagte mit bebenden Lippen:

„Ich ... soll ... an meine Eltern ...? Nach dem, was ich ihnen angethan? Und das räthst Du mir an, der eigentlich das ganze Unglück angestiftet hat? Ach, hättest Du diese Worte doch nicht gesprochen! Du bist in meinen Augen noch tiefer gesunken!" — „Du willst nicht? Dann trage auch die Verantwortung. Ich wollte es Dir bisher nicht sagen: Der Wirth droht, uns auf die Straße zu setzen, wenn die rückständige Miethe nicht binnen vier Tagen erlegt ist. Dann werden wir nicht blos nichts zu essen haben, sondern auch obdachlos sein. Dann können wir betteln gehen oder in's Wasser springen."

Sie blieb stehen und sah ihn mit unheimlichem Blick an:

„Ja, Du, Du hast Recht — in's Wasser, das ist die einzige Rettung für mich!"

„Wer davon spricht, thut es nicht, Mathilde. Aber ich ... ich .... !!"

Das ließ sie ganz kalt. Sie ging wieder voran; vor einer Papierhandlung blieb sie stehen, verlangte von Martin stumm, durch Hinstrecken der offenen Hand, Geld und besorgte sich Briefpapier und Marken. Zu Hause wollte sie sofort an die Eltern schreiben; der Brief sollte nichts von ihrem seelischen Elend und ihrer verzweifelten Lage verrathen. Sie war aber zu erregt, sie glaubte nicht, daß ihr jetzt die traurige Komödie, in dieser Laune einen heiteren Brief zu schreiben, gelingen würde und wollte es morgen thun. Aber auch da fand sie nicht die Seelenruhe und so verstrich ein Tag um den andern.

Freyung trat mit dem Entschluß auf die Straße, seine Geige um jeden Preis zu verkaufen. Blos daran zu denken, war ihm sehr schwer gefallen. Er besaß das Instrument seit achtzehn Jahren und hatte es lieb gewonnen. Während er so die Straßen durchschritt, erinnerte er sich mit Wehmuth seiner Mutter, der einfachen Handwerkersfrau, der er die schweren Sorgen nach des Tages Arbeit so oft vom Herzen gespielt hat! Wie die Mutter, mit Thränen in den Augen, ihn bewundernd angesehen hat! Sie ist nicht müde geworden, ihn zu ermuntern, und hat ihm immer und immer gesagt: „Junge, Du wirst 'mal ein großer Mann und ein reicher Mann. Vergiß nie das Elend, das Du hier siehst, und suche Dir vor Allem eine reiche Braut, da ist man wenigstens davor gesichert, daß man Hungers stirbt." Und diese Geige, mit der er seiner in Noth zu Grunde gegangenen Mutter so oft Freude bereitet hat, die soll er verkaufen? „Nein, lieber betteln!" murmelte er und schrak vor dem Klange dieses furchtbaren Wortes zusammen. Martin Freyung, der tapfer die Zähne zusammen gebissen hat in langjährigem Elend, der stumm geduldet hat, Martin Freyung, in dem das heilige Feuer der Kunst loderte, soll betteln müssen für sich und seine Frau. Er ächzte vor Seelenpein ... Er konnte sich von seiner alten Geige nicht trennen.

Seine Füße trugen ihn kaum mehr. Er setzte sich auf eine Bank. Sein Blick fiel auf die Wand eines Hauses, die mit Plakaten bedeckt war, glitt gedankenlos darüber hinweg und blieb dann auf einem Wort in Riesenlettern haften: Bowery! Das Viertel der Theater und Kneipen. Bowery brachte ihm Crocky wieder in Erinnerung. Seine „Harmonia" liegt ja in diesem Viertel! Freyung raffte sich auf und nahm die Richtung nach diesem unschönen Stadttheile. Dort fragte er sich zurecht und stand bald vor einem Parterre-Lokal, dessen große Fenster schreiend rothe Vorhänge hatten. Ueber den Eingang war in leuchtenden großen Buchstaben zu lesen „Harmonia". Wüstes Gejohle, Beifallgeklatsche, Stampfen drang bis auf die Straße. Ein schwankender Mann ging eben hinein. Während die Thür dabei geöffnet war, warf Freyung einen raschen Blick in den Saal und schauderte zurück. „Hier soll mein erstes Debut stattfinden?" dachte er und ging seufzend und kopfschüttelnd wieder fort. Dann blieb er stehen, es mußte ja sein! Er kehrte um, eilte raschen Schrittes, damit die Schwäche nicht Zeit habe, ihn wieder wankelmüthig zu machen, an die Thür, drückte die Klinke mit Kraft nieder und betrat das Lokal. Es war drinnen jetzt etwas ruhiger. Qualm von schlechtem Tabak, der Geruch von alkoholischen Getränken; die Ausdünstung so vieler Menschen verpesteten die Luft. Freyung fragte nach dem Direktor und wurde in eine kleine Stube gewiesen, die neben dem Buffet lag.

„Ah, da sind Sie ja, Mr. ..... Mr. ..... empfing ihn Mr. Crocky freundlich grinsend.

„Freyung heiße ich. Ich komme von einem Quartettabend zufällig hier vorbei, na, da will ich mir die Sache einmal ansehen."

Mr. Crocky kniff das linke Auge ein und betrachtete ihn aufmerksam:

„Sehen schlecht aus, Mr. Freyung."

„Bin krank gewesen, ist aber schon vorbei!"

„Na, wollen Sie 'mal eine Nummer machen, Mr. Freyung?"

Vom Saale her kam wieder eine mächtige Lärm-Welle; Freyung zögerte.

„S'ist ja doch mehr ein Spaß, Mr. Freyung. Langes Ueberlegen ist ein Hemmschuh, frisch drauf los — so kommt man vorwärts!"

„Ich bin aber sehr müde, Mr. Crocky ... auch noch etwas schwach von meiner Krankheit."

„Da wollen wir Sie stärken", entgegnete der Direktor und pfiff einen Kellner. „Hier her ..., schnell kaltes Roastbeef und ein Fläschchen Brandy!"

Freyung mußte sich Gewalt anthun, daß seine Blicke nicht allzu gierig das Fleisch ansehen und seine Hände, die nach Gabel und Messer griffen, nicht vor Hast zittern. Er schnitt langsam, innerlich vor Ungeduld bebend, ein Stückchen Fleisch ab und führte es bedächtig zum Munde. Ach, wie ihm das wohl that! und dann erst der Schnaps, der brachte ihn förmlich zum Leben zurück.

Mr. Crocky betrachtete ihn von der Seite mit lauerndem Blick und sagte sich: Der Junge hat seit Langem nicht ordentlich gegessen, den werde ich schon mürbe kriegen.

„Nun, Mr. Freyung, haben Sie sich entschlossen? Können ein schönes Stück Geld verdienen an jedem Abend. Souper umsonst, und dann, was das Publikum giebt."

Freyung ließ die Hände sinken, daß Gabel und Messer klirrend auf den Tisch fielen.

„Was das Publikum giebt? das soll heißen ..."

„Nun ja, absammeln! Das haben schon Größere als Sie hier gethan, Prinzessinnen, Fürsten, Barone, so was. Und Geld verdienen ist keine Schande, ist eine Ehre."

Geld verdienen — das klang wie Sphärenmusik an seine Ohren — Geld verdienen, damit das furchtbare Hungern aufhöre, damit sie ihre Wohnung beibehalten können, blos noch knappe zwei Wochen sich durchschlagen können. Aber zum ersten Male in seinem Leben hier spielen, vor dem Abschaum der New Yorker Bevölkerung und dann mit dem Teller absammeln gehen? Nein, nein, nein! lieber elend zu Grunde gehen.

„Nun", drängte der Direktor. Entscheiden Sie sich — sonst wird es zu spät."

Freyungs Brustkorb hob und senkte sich; mühsam brachte Freyung die Worte hervor:

„Geht es nicht, daß ein Anderer für mich sammelt, ich theile dann mit ihm."

„Nein, das geht nicht, mein Lieber. Die Frauen aus dem Publikum wollen sich den Mann genauer ansehen, dem sie etwas spenden, und die Männer wollen ihn ein wenig necken und hänseln. Mr. Crocky erhob sich. Also?"

„In Gottes Namen!" hauchte Freyung und sprach zu sich selbst: Für Mathilde thue ich es.

Mr. Crocky verrieth nichts von seiner Befriedigung; er eilte fort, betrat die Bühne und rief in den Saal hinunter:

„Nächste Nummer: Violin-Solo des berühmten Concertisten Martin Freyung aus Transvaal. Der arme Kerl sieht noch etwas blaß aus, hat sich bei Ladysmith einen Typhus geholt."

Das Publikum freute sich. Aus Transvaal — das war etwas, wovon Jeder sprechen konnte, eine Aktualität, mag der Geiger schlecht oder gut spielen, er kommt aus Transvaal, war bei Ladysmith, folglich ist er mehr wie viele Andere.

Nun holte der Direktor Freyung ab.

„Sie müssen etwas recht Lustiges aufspielen", flüsterte Mr. Crocky.

„Ja, ja!"

Freyung stand auf der Bühne, die Geige unter dem Kinn, sein tieftrauriger Blick flog über die Reihen der Zuschauer hin, die sich vor gespannter Erwartung ruhig verhielten. Etwas Lustiges sollte er spielen, er hätte weinen mögen auf seiner Geige.

Er setzte den Bogen an und begann gleichsam auf Gut Glück zu spielen — einige langgezogene Doppeltöne weich und warm, fast wehklagend. Da traf ihn ein Blick Mr. Crockys, der in der Kouliffe stand, und der Blick bat und drohte und schrie: Um Gottes Willen etwas Lustiges. Und Martin Freyung, von dem Tragikomischen seiner Lage plötzlich erfaßt und durchdrungen, improvisirte eine übermüthige Polka von lebhaft wechselndem Rhythmus und lieblich sich einschmeichelnder Melodie. Und als er mit der Polka zu Ende war, spielte er als Coda im Tempo eines Trauermarsches acht Takte, in denen er seinen ganzen Schmerz zum erschütternden Ausdruck brachte. Das tiefe Leid, das Freyung in den wenigen herrlichen Tönen aussprach, ergriff selbst das rohe Publikum.

Freyung stürmte dann von der Bühne fort, unbekümmert um das Beifallsgetose. Mr. Crocky war mit dem Erfolg seines Concertisten sehr zufrieden, ärgerte sich aber über ihn, daß er sich nicht dazu bewegen ließ, ein Stück drauf zu geben. Das Publikum war über die Unhöflichkeit des Geigers entrüstet; Mr. Crocky beschwichtigte die unruhigen Gemüther von der Bühne herab, der Wundergeiger aus Transvaal habe heute erst das Hospital verlassen und könne daher nicht lange spielen, später werde er noch einmal auftreten.

Der Direktor suchte dann Freyung im Bureau auf und drückte ihm einen Teller mit einer Serviette darauf in die Hand.

„Vorwärts .... lassen Sie die Begeisterung nicht erkalten", sagte er und drängte Freyung zur Thür hinaus in den Zuschauerraum.

Freyungs Glieder waren steif, er konnte sie kaum regen, er blieb stehen, dann athmete er schwer, murmelte: „Für Mathilde, für meine Mathilde", trat an den ersten Tisch, schloß die Augen und streckte den Teller vor, der in seinen Händen zitterte. Die Gäste hatten mit dem armen Musikanten Mitleid und warfen mehr Münzen hinein als sie sonst zu spenden pflegten. So machte Freyung langsam die Runde, bei jedem Klange der in den Teller fallenden Münze hatte er ein Gefühl, als werde ihm ein Nagel ins Herz getrieben. An dem letzten Tisch tönte eine heisere Frauenstimme an sein Ohr, er wußte blos, daß englisch gesprochen wurde, den Sinn der Worte erfaßte er nicht, weil sein Denken gelähmt war, er gab auch keine Antwort, sagte blos mechanisch nach jedem Münzklange, „Merci" oder „thank you" und beeilte sich, das Bureau zu erreichen.

(Fortsetzung folgt.)

Russische Leibeigenschaft.

Gelegentlich des fünfzigsten Gedenktages der Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland wird aus Petersburg geschrieben: Die Sklaverei in Rußland war in den ältesten Zeiten milder, als in den neueren. Die Gesetze des Großfürsten Wladimir Wsjewolodowitsch Monomach schützten die Sklaven vor Willkür ihrer Herren. Auch bildeten die Leibeigenen nur einen kleinen Theil der Bevölkerung, während die Bauernschaft im allgemeinen frei war. Erst unter der Herrschaft der Romanows machten die Edelleute eigenmächtig ihre Bauern zu Leibeigenen, anfangs zu Cholopy für begrenzte Zeit, schließlich zu erblichen. Zar Alexej, der zweite Romanow, versuchte noch den Edelleuten menschlichere Behandlung der Cholopy zu predigen, aber keiner respektierte seine Ukase. Und Peter der Große, der Reformator des Reiches, sanktionierte alle eingerissenen Mißbräuche und schwieg sogar, als bei der von ihm befohlenen Volkszählung die Edelleute in die Listen der Sklaven nicht bloß die ererbten Leibeigenen, sondern auch die auf ihren Gütern als freie Pächter lebenden Bauern eintrugen. Katharina die Große trieb es noch schlimmer. Bis zu ihrer Zeit hatte wenigstens auf dem Papier noch das Gesetz fortbestanden, das den Leibeigenen gestattete, gegen Willkürakte ihrer Herren bei dem Herrscher oder der Herrscherin Klage zu führen. Katharina, die aus Scham vor Europa und den Philosophen, mit denen sie Verkehr pflog, eine Kommission zur Beratung der Aufhebung des Cholop einberief, dieselbe Katharina ließ gleichzeitig durch einen Ukas befehlen, jene Cholopy, die gegen ihre Unterdrücker vor Gericht oder vor dem Throne klagbar aufzutreten wagen sollten, bis aufs Blut zu peitschen!

Just unter der „aufgeklärten" Katharina nehmen die Greuel der russischen Sklaverei ihre furchtbarsten Formen an. Die großen Geister ihrer Zeit, wie der Dichter Sjumarokow, die Liberalismus, Toleranz und Humanität als die Ideale der Epoche feiern, sprechen sich entschieden gegen die Aufhebung, sogar gegen eine Milderung der Sklaverei aus! Und unter den Ausländern, die am russischen Hofe weilten, sind der Schmeichler genug, die mit dem Brustton der Ueberzeugung erklären, es gehe keinem Menschen auf Erden so gut, wie einem russischen Cholop. Dies sagt beispielsweise der Comte de Ségur und zitiert als Musterbeispiel die Gräfin Daria Sfaltykowa. Noch ist die Tinte nicht trocken, mit der Ségur diesen Namen in seine Memoiren eintrug, da wird dessen Trägerin, nachdem sie sechs Jahre lang ungestraft gewüthet hat, wegen Tödtung von 138 ihrer Sklaven und Sklavinnen vor Gericht gestellt und zum Tode durch Henkershand verurtheilt. Allerdings bleibt das Urtheil nur auf dem Papier. Die Edelfrau hat ja nur ihre eigenen Sklaven getödtet, ihr eigenes lebendes Gut geschädigt. Katharina läßt also die Megäre bloß eine Stunde lang auf dem Schafott ausstellen. Und die Gräfin Daria Sfaltykow war keine Ausnahme von der Regel, sondern nur eine von vielen.

Die Edelleute durften mit ihren Leibeigenen nach Belieben verfahren, Kaiserin Elisabeth hatte ihnen sogar das Recht gegeben, mit Umgehung der Behörden die Cholopy nach Sibirien verbannen zu lassen. Und Katharina die Große erweiterte dieses Recht dahin, daß die Herren ihre Sklaven auch nach eigenem Ermessen zu Zwangsarbeit verschicken durften. So war es nur natürlich, daß einzelne Herren für den Gebrauch auf ihren Gütern eigene Gesetzbücher schufen. Da gab es einen Grafen Rumjäntzow, der für eine Leibeigene, die ihre Herrschaft im Schlafen stört, eine schwere Rutenstrafe und den — Namensverlust festsetzte, und wenn sie dann noch von einem Leibeigenen bei ihrem alten Namen genannt wird, so erhält dieser Unachtsame „5000 Stockschläge ohne Erbarmen". Ein anderer Edelmann hatte in seinem Güterkodex sogar 17,000 Stockschläge für ähnliche Verbrechen wie das vorerwähnte vorgesehen.

Am unglücklichsten waren aber diejenigen Leibeigenen, die irgend ein Talent verriethen, von den Herren zu gebildeten Leuten und Künstlern erzogen wurden, aber doch Sklaven blieben und die erworbenen Wissenschaften nur für ihre Herren verwerthen durften. Leisteten sie auch das Wunderbarste, die Welt erfuhr nicht 'mal ihre Namen, da man sie nur mit dem Namen ihrer Besitzer bezeichnete. Es existiert eine Oper aus dem achtzehnten Jahrhundert, als deren Komponist lediglich angegeben ist: Cholop des Fürsten P. M. Wolkonskij. Eines der grausamsten Rechte der Herren war das des Verkaufes der Leibeigenen ohne Rücksicht darauf, daß dabei Familien getrennt wurden.

Eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Edelleuten war unbeschränkt in der Macht über das halbe russische Volk. Nach der Revision von 1747 waren in Großrußland von 7 Millionen Einwohnern genau die Hälfte Sklaven. Von den 60 Millionen Seelen, die man hundert Jahre später in Rußland zählte, waren rund 45 Millionen Leibeigene! Nun aber begann sich diese ungeheure Masse Bedrückter und Entrechteter doch allmählich aufzulehnen. In der Zeit der Regierung des ersten Nikolai gab es nicht weniger als 556 blutige Massenaufstände von Leibeigenen, außerdem eine kaum übersehbare Menge von Ermordungen grausamer Herren oder Aufsehern. Barbarische Akte von Lynchjustiz, Verbrennungen von Edelleuten bei lebendigem Leibe gehörten zu den Alltäglichkeiten. Zar Nikolaj bekämpfte aber die Empörungen nicht dadurch, daß er die Ursache, die Grausamkeit der Herren, durch Gesetze beseitigte, sondern durch strenge Züchtigungen der Aufrührer. Erst Alexander der Zweite wurde der Zar-Oswoboditelj, der Zar-Befreier. Am 3. März 1861, vor genau einem halben Jahrhundert, erließ er das unvergängliche Manifest, das ein halbes Hundert Millionen Russen aus einer menschenunwürdigen Sklaverei befreite und weit eher als die „Reformen" Peters des Großen als der Beginn der Zivilisierung und Europäisierung Rußlands bezeichnet werden kann. Der Kaiser ging dem sich gegen das Manifest sträubenden Adel mit dem guten Beispiel voran, indem er am Vorabend seines Ukases 2 Millionen Leibeigene, die sein Privateigenthum bildeten, zu freien Menschen erklärte.

Nicht vergessen sei es, daß auch Rußland seine Beecher-Stowe hatte. Zur selben Zeit, da in Amerika Onkel Toms Hütte die Sklaverei der Schwarzen bekämpfte, veröffentlichte in Rußland eine Frau M. A. Markowitsch unter dem Pseudonym Marko Wowtschok in Novellen und Romanen glühende Proteste gegen die Leibeigenschaft in einer Zeit, da Rußland schon Anspruch machte, ein Kulturstaat zu sein. Ihre Bücher waren es, die zuerst das Herz des weichmüthigen Zaren Alexander rührten. Aber als sie ihr Ziel erreicht sah, da wurde sie still und schrieb nichts mehr, ihre dichterische Kraft erstarb. Vereinsamt und vergessen lebte die edle Frau bis vor vier Jahren in einem kleinen Städtchen unter ihrem wahren Namen, und niemand in ihrer Umgebung ahnte, daß diese Greisin die eigentliche Urheberin der Aufhebung der Leibeigenschaft war.

Heute, da man den fünfzigsten Jahrestag des Manifestes feierte, stellt man ihren Namen dankbar in gleiche Reihe mit dem des Zar-Befreiers.

Unter Menschenfressern: „Merkwürdig, ich habe den Kerl nun so vorsichtig gebraten, und doch schmeckt er angebrannt!" — „Leicht erklärlich, es war ja ein durchgebrannter Kassierer!"

* * *

Wer einem Esel den Kopf wäscht, verliert nur Zeit und Seife.